

# Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor(en): **Droonberg, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 10

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637966>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in beträchtlicher Entfernung vom jetzigen Bette, finden kann, sprechen eine beredte Sprache. So liegt beispielsweise reichlich zehn Kilometer vom Rhein entfernt bei Ludwigshafen ein Ort namens Schifferstadt, der noch im Mittelalter am Rhein lag!

#### Die Katastrophen am „Gelben Fluß“.

All dies muß aber geringfügig anmuten gegenüber dem, was wir über den Hoang-ho, den „Gelben Fluß“ der Chinesen, wissen. Nicht weniger als siebenmal im Laufe der Geschichte hat er sein Flußbett verlassen und seine Schlammfluten über die umgebenden Gefilde gewälzt. Da China gerade in der Umgebung des Hoang-ho ein überaus fruchtbares, dichtbesiedeltes Land ist, war der Schaden, den er dadurch anrichtete, unermeslich. Nach Hunderttausenden zählten jedesmal die Menschenleben, die eine solche Katastrophe forderte, nach Hunderten die Zahl der zerstörten Ortschaften. Die neue Mündung liegt dann stets mehrere hundert Kilometer von der früheren entfernt, und die Arbeiten zur Eindämmung des Stromes mußten nun wieder völlig von vorn anfangen, um den Fluß wenigstens in seinem neuen Bett festzuhalten. Eine der furchtbarsten Katastrophen dieser Art ereignete sich im Jahre 1887, als der „Gelbe Fluß“

unter ungeheuren Verwüstungen — denen mehrere Millionen Menschenleben zum Opfer fielen! — weiter als je zuvor nach Süden geriet. Ja, zeitweise vereinigte er seine Fluten mit denen des zweiten großen chinesischen Flusses, des Jangtschiang. Die Mündung dieses Stromes lag aber beinahe tausend Kilometer von der bisherigen Hoang-ho-Mündung entfernt.

Vor kurzem hat der Hoang-ho bekanntlich wiederum sein Bett verlassen — bei der dadurch verursachten Ueberschwemmung ist rund eine halbe Million Menschen von Haus und Hof vertrieben worden, und niemand kennt bisher die Zahl der bei dieser Katastrophe Ertrunkenen. Die neue „Wanderung“ dieses Flusses, der tatsächlich die Geißel eines ganzen großen Landes darstellt, hat das Ergebnis der jahrzehntelangen Bemühungen der chinesischen Regierung um eine endgültige Eindämmung des „Gelben Flusses“ mit einem Schlage vernichtet. China hat nunmehr deutsche Wasserbauingenieure zu Rate gezogen, die an Hand von Modellen erforschen sollen, wie dieser furchtbare Fluß endlich zur Ruhe gebracht werden kann. Ob dieser Kampf gegen die entfesselten Naturgewalten gelingen wird, kann allerdings heute niemand voraussagen.

Dr. P. Bökkner.

# Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

10

Am Morgen hatte der Regen nachgelassen. Aber der Weg war schlecht. Escher, gefolgt von May, strebte auf dem aufgeweichten, glitschigen Moosboden vorwärts und beide führten ihre Pferde am Zügel. Viele Male sanken sie bis über die Knöchel in grünlich schleimiges Wasser und immer wieder hatten sie ihre Pferde aus sumpfigen Stellen, in denen sie zu versinken drohten, herauszureißen und auf erhöhteren Boden zu bringen, der ihnen aber auch nur einen schwammigen, schwankenden Untergrund bot. Und am Ende brachte auch dieser sie doch nur wieder an eine Strecke schlammigen Moors, die sie durchwaten mußten, mit ihren Füßen bei jedem Schritte festgesaugt in der klebrigen Humusschicht.

Es war nicht mehr Arbeit, sondern Qual, und mehr als einmal fragte sich Escher, ob das Mädchen jetzt nicht doch die Voreiligkeit ihres Entschlusses zu bereuen beginne.

Wenn das der Fall war, gab sie es aber durch nichts zu erkennen. Sie brachte es sogar fertig, über dies oder jenes besonders unangenehme Mißgeschick eine scherzhaft Bemerkung zu machen, was Escher mit nicht geringer Verwunderung erfüllte, in die sich etwas wie Bewunderung ihres Charakters mischte.

Es blieb ihnen aber nichts weiter übrig, als vorwärts zu waten, zu stapfen, zu straucheln.

Am Abend machten sie auf einem Mooshügel, der sich wie eine Insel aus dem umgebenden Morast erhob, halt.

Escher fühlte sich vollständig erschöpft. Wie mochte es nun erst der kleinen May gehen, dachte er. Sie klagte aber nicht, brachte es sogar zu ein paar kurzen, scherzhaft sein sollenden Bemerkungen, die freilich durch das mühsam erzwungene Lächeln, das sie begleitete, die beabsichtigte Wirkung verfehlten.

Nach der Abendmahlzeit, an deren Bereitung sie sich trotz aller Proteste von Eschers Seite, beteiligt hatte, warf Escher einen Armvoll grüner Zweige auf das Feuer, die dicke Qualmschwaden entwickelten. Auf der Leeseite, wo der Qualm über sie hinstreichen und die Moskitos vertreiben konnte, bereitete er die Lagerstätten. Unter ihren Moskitonehen streckten sie sich darauf zur Ruhe und sanken beide fast sofort in tiefen Schlaf.

Am nächsten Tage mußte Escher sich seinen Weg vermittels Kompaß und Karte suchen. Die Fährte Hendersons und des Indianers war vollkommen ausgelöscht, selbst seine eigenen Fußspuren füllte der weiche Moorschlamm immer bald wieder aus.

Es war jetzt der dritte Tag ihrer Wanderung und seiner Berechnung nach hatten sie die Sümpfe kaum zur Hälfte durchquert.

Also noch drei Tage mehr!

Das hielt aber kein Mensch in diesem Sumpfe aus. Und selbst wenn das möglich wäre, hatten sie doch schon den erhofften Zeitgewinn völlig eingebüßt. Das kam aber jetzt gar nicht mehr in Frage. Jetzt handelte es sich nur noch um den völlig aussichtslos erscheinenden Versuch, das Leben zu retten. Mitten in einem endlosen Sumpfe, in dem er, daran konnte er kaum noch zweifeln, den Weg verloren hatte.

Natürlich verschwieg er seine Befürchtungen May gegenüber. Ihre körperlichen Qualen waren schlimm genug. Möchten ihr wenigstens die seelischen erspart bleiben. Sie brauchte Mut und den Glauben an einen guten Ausgang, um nicht etwa schon beim nächsten Schritt zusammenzubrechen. Das war's, was Escher bereits stündlich gefürchtet hatte. Denn wenn auch in diesem schwächlichen Körper ein Geist und Wille lebten, die ihn in Erstaunen verletzten, so ist dem menschlichen Ertragen doch schließlich eine Grenze gesetzt. Bisher war noch keine Klage über ihre Lippen gekommen. Das erschien ihm fast unnatürlich und er hätte es lieber gesehen, wenn ihre Nervenstränge gerissen wären und sie sich in einem herzhaften Weinen, wie es Frauen in verzweifeltsten Lagen nötig haben, Erleichterung verschafft hätte.

Gegen Mittag traf sie ein Unglück.

Escher verlor sein Pferd. Es war schon mehrere Male, ebenso wie das seiner Begleiterin, in den Schlamm eingesenken und es hatte ihm viel Mühe, Zeit und Anstrengung gekostet, es wieder heraus und auf festeren Boden zu bringen. Diesmal weigerte es sich, der Peitsche zu gehorchen.

Escher nahm ihm seine Last ab und schleppte sie bei-

seite. Ebenso den Sattel. Versuchte es dann durch ermunternde, anfeuernde Worte, gebrauchte die Peitsche.

„Come on, old boy! Nur ein kräftiger Schwung, dann bist du heraus!“

Das Pferd blickte auf ihn. In seinen Augen lag Hilflosigkeit, Vorwurf und ein paar Tropfen, die an den Lidern hingen, glühten Tränen verzweifelter Not. Es versuchte, seine Hinterbeine aus dem Schlamm herauszureißen. Vergeblich. Sein letzter Schritt auf dem langen Masaka-Trail war getan.

Esher gab Man einen Wink, voranzugehen.

Sie begriff.

Er blickte ihr einen Augenblick lang nach und es schnitt ihm ins Herz, als er sah, wie ihr Kopf haltlos vornüber sank.

Dann trachte sein Revolver, und ein pflichtgetreues Geschöpf, dessen armseliges Leben aus kaum etwas anderem als härtester Arbeit und Entbehrung bestanden, hatte aufgelitten.

Einen Teil seiner Ausrüstung packte Esher dem Pferde Mans auf. In den gunny sack schnitt er Löcher, so, daß sie Streifen ergaben, die er um die Schultern legen konnte wie die Riemen eines Tornisters. In diesen packte er seine Decken, eine Pfanne, Bohnen, Kaffee, einen Beutel Mehl und ein paar Scheiben Speck. Dann schwang er den Sack auf seinen Rücken, steckte die Arme durch die Tragbänder und wankte weiter über den unter ihm zitternden und schwankenden Moorboden. Jeder Muskel in ihm schien sich aufzulehnen gegen die unerhörten Anforderungen, die dauernd an ihn gestellt wurden.

Einige Male sank er tief in den quellenden, gurgelnden Schlamm und in einem augenblicklichen Schwindelgefühl flutete der Gedanke durch sein Hirn, zu bleiben, wo er war und keinerlei Anstrengungen zu seiner Rettung mehr zu unternehmen. Das wahrte aber nur einen Moment, denn wenn sich sein Denken entschleierte, trieb ihm jedesmal der Gedanke an das Mädchen hinter ihm eine heiße Welle der Scham über seine Schwäche in die Wangen. Man litt doch kaum weniger als er, wenn sie auch besonders gefährliche Stellen, durch seine eigenen Fehltritte gewarnt, vermeiden konnte. Der Gedanke an sie sandte dann jedesmal einen neuen Kraftstrom in seine Glieder, trieb ihn vorwärts wie einen Betrunknen und gab ihm die Kraft, Man ein paar mal aus ähnlichen Lagen herauszuhelfen.

Trotzdem empfand er ihre Gegenwart nicht als Last. Das war um so wunderbarer, als er ihre Leiden, die ihm dauernd vor Augen waren, fast noch mehr empfand als sie selbst. Er fühlte aber dunkel, daß er ohne ihre Gegenwart, die ihn immer wieder trieb, seine letzte Kraft herzugeben, den aussichtslosen Kampf mit diesem mörderischen Sumpfe wohl schon längst aufgegeben hätte.

Freilich, auch sie hatte die Spannkraft ihres Willens erschöpft, taumelte, wie in halber Sinnestrübung vorwärts, vor überwältigender Erschöpfung nicht länger mehr imstande, hin und wieder ein dumpfes Stöhnen zu unterdrücken.

Als sich die Sonne schon weit nach Westen geneigt hatte, trafen sie auf eine trodene Stelle mit festem Rasenboden, die sich zur Not als Lagerplatz eignete. Hier sank Man kraftlos zusammen und auch Esher brachte es kaum noch fertig, dem Pferde die Last abzunehmen. Dann bedeckte er Man mit einem Moskitoneß, breitete das andere, während er in das Gras sank, über sich selbst und fiel in einen Zustand stumpfsinniger Bewußtlosigkeit.

Gegen Abend richtete er sich wieder auf, es verging aber eine Weile, bevor seine Sinne wieder völlig klar wurden. Dann holte er aus seiner Tasche seine Streichholzbüchse aus Zink hervor, die er zur größeren Sicherheit auch noch in ein Stück Wachsstaffet gewickelt hatte. Sie waren noch vollständig trocken.

Nach einem Blicke auf seine Begleiterin, die in einem schweren Erschöpfungsschlummer lag und sich nicht rührte, ging er daran, ein Feuer anzumachen.

In der Pfanne, die ihm zum Goldwaschen dienen sollte, bereitete er Kaffee. Als dieser fertig war, weckte er Man und beide tranken aus dem einen Becher, der ihnen verblieben war. Das aromatische Getränk sandte einen Strom anregenden Lebens durch ihren Körper und als Esher danach noch in der gleichen Pfanne einen von früheren Mahlzeiten verbliebenen Rest von Bohnen und einige Scheiben Speck angewärmt hatte, die sie zusammen mit ein paar Stücken Biskuit verzehrten, erholten sie sich noch etwas mehr.

„Wir müssen morgen von unserer Ausrüstung zurücklassen, was wir irgend entbehren können“, sagte Esher zuletzt, „sonst kommen wir nicht durch. Jedes Pfund zählt jezt.“

Man antwortete nicht. Das war ja alles so gleichgültig. Sie sank zurück unter ihren Moskitoschleier und ihre Lider schlossen sich sofort.

Esher erging es nicht anders. Er wollte noch an verschiedenes denken, aber seine Gedanken entschlüpften ihm und er brachte es kaum noch fertig, unter sein Moskitoneß zu kriechen, als auch er schon in einen tiefen Erschöpfungsschlaf sank.

Am Morgen begann er eine scharfe Musterung ihrer Ausrüstung. Alle schweren und sperrigen Stücke, so unentbehrlich sie sich auch später erweisen mochten, mußten der Not des Augenblicks geopfert werden. Eine wollene Decke, Proviant, Kleidung, sogar seine Rüste; denn ein einziges Pfund zuviel mochte über sein und auch des Pferdes Leben und Tod entscheiden. Man erbot sich, ebenfalls einige Stücke zu tragen, obwohl ihr die letzten Tage deutlich gezeigt hatten, daß dies zu einer Katastrophe führen mußte. Esher wies das Anerbieten deshalb auch ab.

Von neuem traten sie nun ihre Wanderung an. Von neuem begann die herzbrechende Qual des Watens durch den endlosen Morast. Die Moskitos waren um sie in Wolken und peinigten sie trotz Kopfeß, trotz dicker Handschuhe und trotz ausgiebigster Handhabung buschiger Baumzweige fürchterlich.

Der Nachmittag fand sie noch immer auf ihrem Wege, aber sie hatten endlich das Ende des Sumpfes erreicht und standen wieder auf festem Boden. Fünf Tage waren sie gewandert. Fünf Tage wahninnigmachender Leiden, unerhörter Anstrengung, andauernder Lebensgefahr lagen hinter ihnen. Ein Höllentraum von fünf Tagen, durchlebt in einer Abstumpfung der Sinne, die einer halben Bewußtlosigkeit gleichkam. Auch jezt noch lag sie bleiern auf ihrem Denken und ließ sie für die Erkenntnis, daß sie gerettet seien, nur eine müde Zustimmung empfinden, als ob es sich dabei um ganz fremde Personen handelte.

„Wir sind aus dem Sumpfe heraus, Man“, wandte Esher sich an seine Gefährtin, nachdem sie eine Weile in dem trodenen Gras geruht hatten.

Sie blickte zu ihm auf.

„Ganz?“ fragte sie.

„Wenn ich der Karte trauen darf, ja“, erwiderte er. „Das schlimmste ist, daß wir all die Qual umsonst durchgemacht haben, denn wir haben gegen die anderen nicht nur keine Zeit gewonnen, sondern Zeit verloren.“

„Und was werden wir tun?“

Das „wir“, also die weitere Zusammengehörigkeit, hatte sich als etwas so Selbstverständliches ergeben, daß es Esher kaum auffiel.

„Ich weiß noch nicht. Zunächst hier noch eine Stunde ruhen. Dann müssen wir aber weiter. Vielleicht finden wir eine kleine, gebüschfreie Anhöhe, wo wir durch den Wind etwas vor den Moskitos geschützt sind. Dort wollen wir

dann unsern Kampf für die Nacht zurechtmachen. Ich weiß nicht recht, wo wir hier sind. Sicher ist nur, daß ich den Trail verloren und wir uns verirrt hatten. Daß wir überhaupt noch herausgekommen sind, ist ein Wunder. Sie haben sich sehr tapfer gezeigt, kleine Man. Ich habe allen Respekt vor Ihnen.“

Ihre Wangen, die unter den übermenschlichen Strapazen der letzten Tage eine aschene Färbung angenommen hatten, füllten sich bei diesem Lob mit einem zarten Rot und aus ihren Augen, die sie noch immer auf Escher gerichtet hielt, kam ein dankbarer Blick, den dieser freilich nicht bemerkte. Er lag ausgestreckt im Grase, seine Karte vor sich, die er mit Hilfe des Kompasses studierte.

„Wenn wir von hier eine nordwestliche Richtung verfolgen und dabei in einer Stunde oder zwei auf einen Bach treffen, so glaube ich zu wissen, wo wir sind“, bemerkte er nach einer Weile. „Ich gehe auf jeden Fall nach den Johnson-Mountains. Und Ihnen wird kaum etwas anderes übrigbleiben, als das gleiche zu tun, denn durch den Sumpf können Sie nicht wieder zurück. Dagegen führt von den Johnsons ein gangbarer Trail nach Widersham, von wo aus Sie das Boot nach Dawson benutzen können.“

Man beobachtete Escher verstohlen, als wollte sie feststellen, ob ihm die Aussicht, mit ihr noch weiter zusammenbleiben zu müssen, angenehm oder unangenehm sei. Sie konnte aber zu keinen ganz sicheren Schlüssen darüber gelangen.

„Das meine ich auch“, sagte sie und trotz ihrer Erschöpfung verzogen sich ihre Lippen zu einem leichten Lächeln. „Die fünfzig Schritte Hausrecht, die ich Ihnen eingeräumt habe, kommen also nicht mehr in Frage.“

Escher ließ diese Bemerkung unbeachtet und fuhr fort:

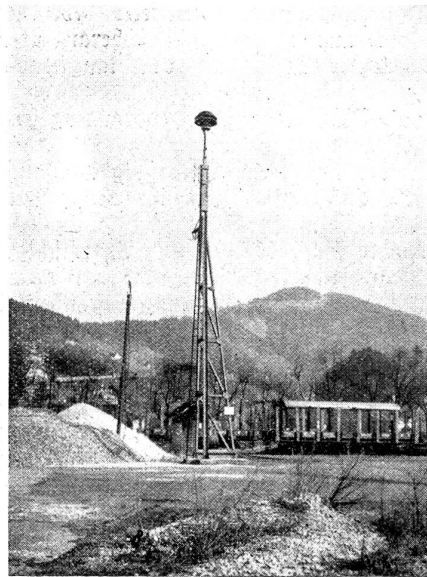
„Der Glenn Creek wird freilich abgesteckt sein, ehe wir ihn erreichen, aber ich denke, mein Glück noch an einigen anderen Creeks in dieser Gegend zu versuchen. Meine Ausrüstung ist freilich zum größten Teil zum Teufel, aber ich glaube, wir werden auf unserer Reise auf einen Store treffen. Auf der Karte ist einer eingezeichnet. Dort kann ich sie vielleicht vervollständigen. Glücklicherweise habe ich genügend Geld bei mir!“

„Ich auch“, sagte die kleine Man.  
(Fortsetzung folgt.)

## Luftschutzübung in Thun.

Während der letzten Februarwoche stand die Garnisonsstadt Thun, die als Sitz der eidgenössischen Fabriken und Werkstätten einem feindlichen Fliegerangriff ganz besonders ausgelekt wäre, im Zeichen des passiven Luftschutzes der Zivilbevölkerung. Auf hochragenden Gebäuden, wie auf der „Krone“, der Kantonalbank, der Amtschaffnerei, dem Pestalozzischulhaus, dem „Bären“ und Primarschulhaus Dürrenast usw. waren die von den Albiswerken in Zürich zur Verfügung gestellten Sirenen montiert worden. Die turbinenähnlichen Lärmerzeuger und der dreieinhalbperfdige Motor befinden sich in einer Schutzhöhle, die oben auf einer drei Meter hohen Säule befestigt ist. Fast alle Tage haben Proben mit den „weinenden“ Teufeln stattgefunden. An zwei Abenden haben die Herren Bucher und Begezzi aus Bern das Publikum über die Fliegerangriffe und das Wesen der verschiedenen Bomben aufgeklärt. Ferner konnte man in den Lichtspieltheatern auf Filmen die Abwehrmaßnahmen gegen Fliegerüberfälle kennen lernen und sich als Mitglied des Luftschutzverbandes eintragen lassen. An den Straßenkreuzungen wurden blaue Lampen montiert und an Bedürftige blaues Papier zum Verdunkeln der Fenster abgegeben. In den Zeitungen erhielt die Bevölkerung Kenntnis

von den behördlichen Anordnungen und den Verkehrsvorschriften. Für den Verkehr Bern—rechtes Thunerseeufer sollte die Burgstraße dienen und für den Durchgang nach Speiz die Aarestraße. Im Bälliz durfte nur in der Richtung abwärts gefahren werden.



Luftschutzübung in Thun, 28. Februar 1936. Alarmsirene für das Quartier Scherzlingen und Schadau.

Bei der von der Ortsleitung für den passiven Luftschutz und den Gemeinderäten von Thun und Steffisburg organisierten Teilübung für Alarm und Verdunkelung am 28. Februar sollte es sich nicht um eine Vollübung mit Einsatz aller Hilfsdienste, wie Polizei, Feuerwehr, Sanität und technischer Dienst handeln, sondern man wollte einzig die Reichweite der Sirenen und die vollständige Verdunkelung des ganzen Gemeindegebietes prüfen. Da Thun der erste Ort ist, wo eine automatisch gesteuerte Alarmanlage zur Anwendung gelangte, so fanden sich von Bern und andern Orten nicht bloß Abgeordnete der Luftschutzorganisationen und Generalstabsoffiziere ein, sondern auch sonst viele Interessenten aus der ganzen Schweiz.

Die gut vorbereitete Übung verlief programmgemäß, gab aber den Veranstaltern noch manchen wertvollen Fingerzeig. Um sieben Uhr begann das Löschen der Straßenlampen und das Verdunkeln der Zimmerfenster. Auf dem Bahnhof konnten bloß die stark abgeblendeten Perronlampen ein gedämpftes Licht verbreiten. Leider vermochte das Mondlicht die graue Nebeldecke zu durchdringen, so daß man sich überall ziemlich gut orientieren konnte. Die Augen folgten auch mit Leichtigkeit den Fliegern, die bis auf einen halben Kilometer weit sichtbar waren. Als die Sirenen um halb neun Uhr ihre unheimlichen an- und abschwellenden Töne in die stillen Gassen der Stadt und auf das Land hinausbrüllten, mußten alle durchfahrenden Vehikel anhalten. Die Leute, die sich im Ernstfall beim Nahen der Bombenwerfer in die geschützten Keller zurückziehen hätten, standen diesmal in dichtgedrängten Gruppen auf Straßen und Plätzen. Da das Rauchen nicht extra verboten worden war, so flammten alle Augenblicke sachwidrige Zündhölzchen auf und beleuchteten die Gesichter der Umstehenden. Punkt neun Uhr verkündigten langgezogene Töne den Schluß der Übung, worauf überall die Lichter wieder die Gegend erhellten. Mehrere Extrazüge führten die geladenen Gäste und die auswärtigen Besucher nach Hause zurück. Überall aber hörte man den Wunsch, es möchte dieses Manöver in unserem lieben Schweizerlande nie zur Wirklichkeit werden.

G-r.